

Die Wohnungsnot und zunehmende Verwahrlosung der Arbeiterschicht – diesen Missständen galt es in englischen Industriestädten des späten 19. Jahrhunderts Herr zu werden. Familien in ohnehin schon überbelegten Wohnungen waren häufig gezwungen, nachts ein Bett an sogenannte Schlafgänger, alleinstehende Männer ohne festen Wohnsitz, zu vermieten. Um diesen sittlich wie hygienisch unhaltbaren Zuständen entgegenzuwirken, ließ der private Sekretär des Premierministers, Baron Rowton, mehrere der nach ihm benannten „Rowton Houses“ bauen, die als frühe und sehr erfolgreiche Ledigenheime gelten. Es handelte sich um massive, burgartige Gebäude, die in den oberen Geschossen Schlafplätze boten, jeder bestehend aus einem Bett und einer kleinen Ablagefläche, von den benachbarten durch dünne Holzwände getrennt. Sie boten damit nur minimale Privatheit, konnten aber schon ab einer Nacht und sehr billig gemietet werden. Im Preis eingeschlossen war die Nutzung der großzügig ausgestatteten Gemeinschaftsräume im Erdgeschoss; hier gab es Speisesaal, Waschsalon, Duschen, Aufenthaltsraum, Lesezimmer. Die Häuser fanden bald großen Anklang, bei Nutzern wie bei Investoren: die hohe Auslastung sorgte für eine beträchtliche, schnelle Rendite.

Der intellektuelle Nomade inmitten einer modernen Weltstadt – so hieß ein viel diskutierter neuer Typus von Mensch in den 1920er Jahren. Er wird in Schriften von Soziologen und Philosophen, aber auch von Architekten immer wieder erwähnt, wenn es um Diagnosen der Gegenwart und Prognosen für die nahe Zukunft geht. So zum Beispiel in Oswald Spenglers vielbeachtetem Buch „Der Untergang des Abendlandes“ (1922), in dem er Aufstieg, Blüte und Niedergang verschiedener Hochkulturen mit der gegenwärtigen, zentraleuropäischen vergleicht. Sein Geschichtsbild ist zyklisch: er beschreibt den Menschen als ursprünglichen Nomaden, der erst als Bauer auf dem Land Wurzeln schlägt und sich dann in den Städten als Kulturmensch heimisch fühlt, bevor schließlich „die Masse der Mieter und Schlafgäste in diesem Häusermeer ein irrendes Dasein von Obdach zu Obdach“ führe. Die Bedeutung des heimischen Herdes sei dann gänzlich verloren; am Ende habe die Stadt als Ganzes die Bedeutung der menschlichen Wohnung. Hier leben die „letzten Menschen“, nur noch als einzelne, nicht mehr als Menge, desinteressiert am Erhalt ihrer Art.

Jedem Erwachsenen sein Zimmer – diese Forderung wurde um 1930 in verschiedenen Ausstellungen des Deutschen Werkbunds formuliert, in denen Walter Gropius, Hans Scharoun und andere Protagonisten des Neuen Bauens ihre Entwürfe für ein zeitgemäßes Wohnen präsentierten. Verstaubte räumliche und soziale Strukturen sollten darin überwunden werden: etwa die beengte Wohnküche, die rein repräsentative „gute Stube“ oder das hierarchisierte bürgerliche Eheleben. Zu sehen waren stattdessen Entwürfe für Herren- bzw. Damenzimmer, die einer einzelnen, geistig wie wirtschaftlich unabhängigen Person gewidmet waren, primär zur Verrichtung intellektueller Arbeit. Lästige Hausarbeit sollte soweit wie möglich aus dem Privatbereich ausgelagert und gebündelt im selben Gebäude durch Personal erledigt werden. Unklar blieb bei vielen dieser modernistischen Entwürfe ihre Zielgruppe: trotz programmatischem Interesse an der Wohnsituation der breiten Masse tendierte die Ausstattung zum Luxus, Kinder waren in den wenigsten Grundrissen vorgesehen; die erwartete soziale Individualisierung reichte dafür als Erklärung kaum aus. Scharoun schrieb einmal, dass dem erweiterten Heimatbegriff dieser Lebensweise ohnehin nur eine besondere Art von Mensch gewachsen sei.

Eine würdige Wohnstätte für die heimgekehrten Soldaten – mit diesem Anspruch entstanden während und nach dem Ersten Weltkrieg eine Reihe von Entwürfen und Ausführungen von Ledigenheimen als Teile neugegründeter Siedlungen, viele ausgehend von der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft. Diese erlebte eine Blütezeit, da die Wohnsituation in den meisten Großstädten katastrophal war und der Krieg die kursierenden Zweifel am Fortschritt der Zivilisation weiter genährt hatte. Die Alternative bestand in der Rückwendung zu einer naturnahen, übersichtlichen Siedlung, umgeben von einer Art grünen Stadtmauer. In deren Innerem sollte eine neue Gemeinschaft heranwachsen, begünstigt durch die geteilte Erfahrung von Krieg und Schützengraben, von der man sich die Beseitigung sozialer Unterschiede erhoffte. So sollten besonders in den Ledigenheimen (teilweise auch direkter als Invalidenheime bezeichnet) all jene ein neues Zuhause finden, die sich im Kampf für ihr Vaterland verdient gemacht hatten: in gemütlichen, voll ausgestatteten Einzelzimmern mit ergänzenden Gemeinschaftsräumen. Häufig lag das Gebäude exponiert im Herzen der Siedlung oder am Ende einer zentralen Achse, als Zeichen der Ehrerbietung und Dankbarkeit.

Die Befreiung der Frau von der Last des Haushaltens – so lautete das zentrale Ziel des Einküchenhauses, einer Idee, die um 1900 von der Sozialdemokratin Lily Braun vertreten wurde: ausgehend von der hohen Belastung und Ineffizienz von 50 Frauen, die in einem Haus in 50 Küchen gleichzeitig kochten, entwickelte sie die Idee eines genossenschaftlich organisierten Hauses mit zentraler, von Personal betriebener Großküche. Kinderbetreuungsangebote sollten es Frauen zusätzlich erleichtern, Berufstätigkeit und Mutterpflichten zu verbinden: sei es in Arbeiterfamilien, wo das zweite Einkommen benötigt würde, oder im Bürgertum, wo Frauen nach beruflicher Eigenständigkeit strebten. Braun erntete Kritik von allen Seiten: man sprach von „verstaatlichten Mutterfreuden“, selbst Sozialdemokraten befürchteten den Verfall familiärer Strukturen. Clara Zetkin erklärte das Konzept für wirtschaftlich sinnlos: die ärmsten Arbeiterfamilien könnten die stetige finanzielle Verpflichtung nicht tragen, die anderen dagegen seien auf das Zweitgehalt nicht angewiesen. Ein Artikel über das erste umgesetzte Einküchenhaus in Berlin (1908) bestätigte dies: es wurde kapitalistisch finanziert, die Bewohner stammten durchweg aus finanziell gesicherten Kreisen, „Beamten- und Offiziersfamilien... dazu ein paar Einzelexemplare wie Schriftsteller und Künstlerinnen und gar auch ein junges Ehepaar, dessen weiblicher Teil Redakteurin ist.“

Eine materielle wie geistige Ökonomisierung des städtischen Wohnens – dies fordert der Architekt Ludwig Hilberseimer in seinem Buch „Großstadtarchitektur“ (1927). Standardisierung und Sparsamkeit waren für ihn Mittel der Emanzipation: sowohl ärmere als auch wohlhabendere Bevölkerungsteile sollten von einer Reduzierung ihres Besitzes profitieren. Räumliche Enge und örtliche Gebundenheit würden ersetzt durch Freiraum und Mobilität, bürgerlicher Plunder durch praktische Einbaumöbel. Eine markante Formulierung lautet: in Zukunft sei im Falle eines Umzugs nicht mehr der Möbelwagen, sondern nur der Koffer zu packen. Als Vorbild dieses neuen Wohnens solle von nun an konsequenterweise das mit allem technischen Komfort ausgestattete Hotel amerikanischen Typs gelten. Begeistert beschreibt Hilberseimer dessen Eingangshalle, die als Miniatur einer neuen Vorstellung von Stadt erscheint: das Kommen und Gehen einer Vielzahl von Akteuren mit unterschiedlichsten Berufen und Interessen, die jedoch alle gleichermaßen von den modernen Räumlichkeiten, technischen Einrichtungen und Dienstleistungsangeboten des Hauses Gebrauch machen.

Ein Haus mit möblierten Einzelzimmern, die über kurze oder lange Zeiträume vermietet werden – so könnte eine Minimaldefinition des Begriffs „boarding house“ lauten, der zahlreiche Bedeutungsvarianten aufweist. Er stammt aus den USA, wo schon im 19. Jahrhundert Privatpersonen (häufig Frauen) einzelne Zimmer ihrer Häuser vermieteten, inklusive einer oder mehrerer Mahlzeiten; „boarding“ stand hier für die Verpflegung an einem gemeinsamen Tisch. Nutzer und Betreiber dieser Form und mit ihr der Begriff gerieten im Laufe der Zeit in Verruf; zeitweise wurde „boarding house“ sogar als Synonym für Gefängnis benutzt. Dies dürfte den europäischen Modernisten der 1920er und 1930er Jahre nicht bekannt gewesen sein, als sie ihn für ihre visionären hotelartigen Appartementhäuser verwendeten: sicher aufgrund seines internationalen Klangs, aber auch wegen seiner semantischen Nähe zum an-Bord-Gehen und damit zu den großen Dampfschiffen, dem damaligen Symbol für Fortschritt und technisierten Komfort schlechthin. Heute ist der Begriff wieder häufiger anzutreffen: in von verstärkter Arbeitsmigration und steigenden Mieten geprägten Großstädten bieten gewerbliche Formen des Boardinghouse eingerichtete Zimmer mittleren bis hohen Komforts, als Alternative zu Zweitwohnung oder Hotel.

Der Entwurf einer Siedlung erschwinglicher Ferienwohnungen für die Mittelschicht – diesen Auftrag erhält der Architekt Howard Roark in Ayn Rands Roman „The Fountainhead“ (1942), umzusetzen am Hang eines Tals im ländlichen Umland von New York. Seine Idee liegt darin, so erklärt er dem Auftraggeber, dass sich die Mittelschicht in den Ferien nach absoluter Privatheit sehne, was sich sonst nur die Oberschicht leisten könne und woran die Unterschicht keinerlei Interesse hätte. Deshalb plane er jedes Haus der Siedlung als autonome Einheit ohne jegliche geteilten Einrichtungen, und außerdem in einer solchen räumlichen Anordnung, dass von keinem Haus aus eines der anderen sichtbar sei. Der Auftraggeber willigt ein: wie sich später herausstellt in der festen Überzeugung, dass Roarks Idee wahnsinnig ist und das Projekt scheitern muss, worauf er durch ein vorbereitetes Schlupfloch mit Gewinn aus dem Vertrag aussteigen würde. Er hatte Roark aufgrund zahlreicher Zeitungsartikel ausgewählt, die dessen skandalträchtige, eigenwillige Bauten und Ansichten verspotteten: der perfekte Kandidat für den Misserfolg des Projekts. Zu seiner Überraschung wird die Siedlung sehr gut angenommen; die Häuser sind bald völlig ausgebucht.



Ein Denkmal des Alleinseins – so bezeichnete 1960 der Architekturkritiker Ulrich Conrads das Ledigenheim von Ernst Neufert in seiner Analyse des Darmstädter Wiederaufbaus. Es war eines von fünf Gebäuden, die 1951 im Rahmen des zweiten Darmstädter Gesprächs entworfen und in den Folgejahren umgesetzt worden waren, teils stark verändert. Neuferts erster Entwurf war ein offener Bau aus drei ineinandergeschobenen Riegeln: ihm sei immer die Idee eines städtischen Ferienheims vorgeschwebt, alles Kasernenhafte sollte strikt vermieden werden. Dies wurde unmöglich, als sich zu Beginn der Umsetzung die Anzahl der geforderten Wohneinheiten mehr als verdoppelte: das Gebäude wurde aufgestockt und um einen vierten Riegel ergänzt, ein enger Innenhof und fensterlose Flure waren die Folge. Den veranschlagten Gemeinschaftsspeisesaal ersetzte bald ein Restaurant, was die männlichen Mieter auf ihre winzigen Kochnischen zurückwarf; das Haus wurde berüchtigt, im Volksmund „Bullenburg“ genannt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurde es saniert: wenige Kleinstwohnungen blieben in Absprache mit dem Denkmalschutz erhalten, die meisten aber wurden zu großzügigen Appartements mit hohem Eigentumsanteil zusammengelegt, teils als Maisonette, im Dachgeschoss mit integriertem Atrium. Auf dem Klingelbrett finden sich nun Doktoren- und Professorentitel. Das Angebot einer günstigen Miete nach Abschluss der Sanierung haben die meisten Vormieter ausgeschlagen; sie haben das Haus verlassen.